

Ein Blick auf die glatten und oft so nichtssagenden Denkmäler unserer Friedhöfe verrät, wie viel von der Gottesauflassung des frühen Abendlandes verlorengegangen ist. Rein künstlerische und formalästhetische Reformvorschläge werden diese Not der religiösen Gegenwartskunst kaum bannen. Was fehlt und was uns von der Frühzeit unterscheidet, ist die religiöse Erfahrung, die Erfassung von Welt und Geschichte als Ort der Begegnung mit dem persönlichen Gott.

Hier dürfen wir unsere Erwägungen über die tragenden Werte des werdenden Abendlandes abschließen; denn noch einmal ist das große Gesetz deutlich hervorgetreten, das schon das Ergebnis unserer Betrachtungen über die Bindung an Raum und Zeit und das Menschenbild der Epoche charakterisierte: „Das physische Sein der Dinge kommt nur als Träger von Bedeutung in Sicht,“ Schöpfung ist Offenbarung.<sup>13</sup> Die Erfahrung des Heiligen, die der moderne Mensch kaum noch macht, bestimmte damals Wille und Werk. Den Kanon, nach dem die Gestalt der Athene auf der Hildesheimer Silberschale gebildet ist, können wir erlernen, die geometrischen Formen eines merowingischen Christus können wir nachmachen. Doch damit werden wir den Geist des Abendlandes kaum retten; denn das Gesetz, unter dem das werdende Abendland seinen Weg in die Geschichte antrat, war nicht wissenschaftlicher oder künstlerischer Natur. Vielmehr wurde der Mensch durch die Erfahrung des Heiligen geprägt. Erst wenn wir also wie die Menschen der Frühzeit das Heilige wieder erfahren, bauen wir weiter nach gleichem Gesetz.

## Über Rilkes Antichristlichkeit

BERT HERZOG

Es hat nach Rilkes frühem Tod nicht an Versuchen gefehlt, den Dichter der „Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge“, der „Duineser Elegien“ und des „Stundenbuchs“ — wenn auch mit Vorbehalten — für eine der christlichen Konfessionen in Anspruch zu nehmen. Zähringer bemühte sich, in Rilkes Dichtungen eine katholische Grundströmung nachzuweisen, und Kindt war der Meinung, es sei in Rilke etwas Evangelisch-Protestantisches zu spüren. Aber diese Versuche mißlangen und auch der von Liselotte Cor-

<sup>13</sup> Brunner, August: *Die Religion. Eine philosophische Untersuchung auf geschichtlicher Grundlage*. Freiburg i. Br. 1956. S. 155.

bach, die wenigstens kryptochristliche Frömmigkeit feststellen wollte, indem sie vereinzelte etwas mißverständliche Aussprüche Rilkes erbaulich deutete. Es hat sich nämlich inzwischen herausgestellt — und das ist eines der wenigen sicheren Ergebnisse der Forschung —, daß Rilke von nichts weiter entfernt gewesen sein kann als von einem konfessionellen Christentum, ja man muß sogar sagen vom Christentum überhaupt.

Er selbst hat sich deutlich genug ausgesprochen, in Briefen, Gesprächen, in Prosaentwürfen, frühen Novellen und späten Gedichten; am deutlichsten in jenem „Brief eines jungen Arbeiters“, der erst nach seinem Tod veröffentlicht wurde und den man nach seinem Hinscheiden unter anderen angefangenen Arbeiten auf seinem Schreibtisch in Muzot gefunden hat. Aber es hätte dieses „Arbeiterbriefes“ nicht mehr bedurft, um sich darüber klar zu werden, daß Rilke, wie er selbst gestand, sich schon früh „immer leidenschaftlicher von allem Christlichen entfernt“ hat; denn bis in sein Testament hinein verbat er sich den Trost der christlichen Religion und beschwore noch ein Jahr vor seinem Tod seine Freunde, jeden priesterlichen Beistand, der sich aufdrängen könnte, von ihm fernzuhalten. „Schlimm genug“, schrieb er, „daß ich in den körperlichen Nöten meiner Natur den Vermittler und Verhandler im Arzte zulassen mußte; der Bewegung meiner Seele aufs Offene zu wäre jeder geistliche Zwischenhändler kränkend und zuwider.“ Es ist auch unmöglich geworden, die schneidenden Sätze zu überhören, in denen sich Rilke über das Christliche aussprach, und zu vergessen, daß schon der Einundzwanzigjährige in der Erzählung „Der Apostel“ (damals von Nietzsche begeistert) geschrieben hat: „Der, den sie als Messias preisen, hat die ganze Welt zum Siechenhaus gemacht.“ Er nannte diesen „Apostel“ 1896 in einem Brief an Bodo von Wildberg sein „halb ernstes, halb satirisches Glaubensbekenntnis“. Rilkes Antichristlichkeit ist zeitenweise sogar rabiat gewesen, und er kannte seit seinem zwanzigsten Jahr nur zweierlei, über das er immer ungehemmter seinen Spott ausgoß: das Christentum und die Bürgerlichkeit. Es will gar nichts besagen, wenn er die Engel rühmte; denn er hat erklärt, daß seine Engel mit den christlichen nichts gemein haben; wenn er mit schönen Versen Maria umspielte; denn im „Stundenbuch“ steht schon das entscheidende Wort: „Wehe, sie gebar noch nicht den größten“; und wenn er oft in der Bibel las; denn er benützte sie als Anregung für seine Poesien und er las zeitenweise ebenso eifrig den Koran.

Es ist deutlich geworden, daß Christus ihm im Weg stand und daß er ihn zu verdrängen suchte. Christus, nicht Jesus. Jesus schien ihm keine Gefahr zu sein; denn Jesus war für ihn nur jener jüdische Rabbi, den man vor zweitausend Jahren ans Kreuz schlug und von dem es im Arbeiterbrief heißt: „Er hat (noch) nichts von uns gewußt, nichts von unserer Arbeit, nichts von unserer Not, nichts von unserer Freude... Was will er (eigentlich) von uns? Er will uns helfen, heißt es, aber... seine Verhältnisse waren so weitaus andere... und (unsere Welt hat nun) keinen Zugang mehr für ihn. Das Mindeste, was wir von ihm fordern, wäre, daß er (inzwischen) ohne Rest aufge-

gangen sei, ja, ganz ohne Rest — spurlos.“ Das heißt: er schob ihn in die Vergangenheit zurück, machte ihn zu einem vergangenen Menschen verschollener Zeiten und konnte ihn übergehen. Mit Christus aber war es anders. Christus nämlich war für ihn jener, den die Christen aus Jesus gemacht hatten und der nun nicht ohne Rest aufgegangen, sondern geblieben war bis in unsere Tage. Rilke konnte sich aber nicht denken, daß „das Kreuz bleiben sollte, das doch nur ein Kreuzweg war. Es sollte uns gewiß nicht überall aufgeprägt werden wie ein Brandmal. In ihm selbst sollte es aufgelöst sein. Aber die Menschen“, schrieb er, „sind hier wie Hunde gewesen, die keinen Zeigefinger verstehen und meinen, sie sollten nach der Hand schnappen ... Statt vom Kreuzweg aus weiterzugehen, hat sich die Christlichkeit dort angesiedelt ... (und nun trägt sie) die Schuld, daß die Wanderung nicht weitergeht. Sie (die Christen) haben aus dem Christlichen ein métier gemacht, eine bürgerliche Beschäftigung sur place ... Sie haben nun dieses Gedräng auf dem Gewissen, dieses Anstehen auf der überfüllten Stelle ... und leben von der Aufrichtung der schiefen oder völlig umgewehten Kreuze.“ Und darum holte er zu der Frage aus: „Wer, ja — anders kann ich es jetzt nicht ausdrücken, wer ist denn dieser Christus, der sich in alles hineinmischt ... der, so scheint es, immer wieder verlangt in unserem Leben der *erste* zu sein. Oder legt man ihm das nur in den Mund?“ Er glaubte, daß man es ihm nur in den Mund gelegt hat. Und das In-den-Mund-Gelegte war eben Christus in Jesus. Christus war der in Permanenz erklärte Jesus, aus dem der Mittler wurde, der Sohn, der Erlöser, während doch Jesus nur ein „Weisender“ gewesen sei, ein „Zeigefinger“ auf Gott. Er wollte aber keinen Mittler, keinen Erlöser, keinen, der ihm den Weg zu Gott verstellte. Er wollte freien Weg aufs Offene zu. Er hatte mit Christus gebrochen.

Schon sehr früh; denn der als Katholik getaufte und erzogene Rilke ist nicht erst allmählich in den Zustand leidenschaftlicher Ablehnung geraten, sondern er hat sich, wie es scheint, eines Tages plötzlich abgewendet, damals, als er kaum fünfzehnjährig aus der Kadettenanstalt entlassen wurde, um dann „Handelsschüler“ in Linz und danach „Privatist aufs Abitur“ in Prag zu werden. Das ereignete sich nach einer Phase fiebriger und ungesunder Frömmigkeit und einer gewaltsauglichen Gefühlsübertreibung, die zu merkwürdigen Zuständen mit pathologischen Symptomen geführt hatte, zu Halluzinationen und einer rasch wieder verschwindenden Andeutung von Stigmen an beiden Füßen, die, es ist nichts anderes anzunehmen, hysterischer Natur gewesen sein werden. Hinter allem aber stand ein seelischer Konflikt, der mit seiner Mutter zusammenhing. Er liebte sie und hasste sie zugleich, und in seinen ambivalenten Spannungen sah er keinen andern Ausweg mehr als die Flucht aus der Mutterwelt unter Hinterlassung alles dessen, was mit ihr zusammenhing. Und es hing sehr viel mit ihr zusammen, auch das Christentum, das er zuerst durch sie lieben und dann in ihr hassen gelernt hatte. Mit ihr stand und fiel es für ihn. Man täusche sich nicht. Seine religiösen Entscheidungen fielen nicht dort, wo der Philosoph seinen Standort hat und

sich mit rationalen Argumenten zu schaffen macht, sondern sie fielen im Vorfeld und in der Zeit des Übergangs von der Pubertät in die Adoleszenz; sie waren affektiver Art.

In diesem Vorfeld aber stand ein Kind, das zwei Monate zu früh auf die Welt gekommen war, „um Mitternacht“, wie es in einem späten Brief seiner Mutter heißt, „in der gleichen Stunde, wo unser Heiland geboren wurde, und da es zum Samstag ging wurdest du sofort ein Marienkind: der gnadenreichen Madonna geweiht... Klein und zart war unser süßer Bubi... und als er vormittags im Bettchen lag, bekam er das kleine Kreuzchen (das vorsorglich gekauft worden war) und so wurde Jesus sein erstes Geschenk.“ Der süße Bubi kam gleich in die Herzweiche und wurde verzärtelt. Danach aber geschah das Unglaubliche, daß diese Mutter den Knaben als Ersatz für ein verstorbenes Töchterchen nahm, den Kleinen zum Transvestiten machte, ihm bis ins sechste Jahr Mädchenkleider anzog, ihm Locken wachsen ließ und ihn ihre „süße kleine Sophie“ nannte. Er mußte mit Puppen spielen und mit Mädchen umgehen und das wurde nicht nur überaus lächerlich, sondern auch der Grund für einen verheerenden Einbruch von Angst in das junge Leben. Denn René, wie Rilke damals noch hieß, konnte nicht leisten, was die Mutter von ihm verlangte, es kamen immer wieder die peinlichen Augenblicke, wo er sich als Knabe zu benehmen hatte, und so wurde er in eine Schauspielerei hineingetrieben, die vieles in ihm verdorben und verdreht hat. Wenn der Knabe René einmal böse gewesen war und in sein Zimmer verwiesen wurde, kam es vor, daß er von dort aus in der Mutter Zimmer schlich und mit hoher schriller Mädchenstimme als brave „Sophie“ auf den schlimmen Buben schalt. Ein symptomatischer Vorgang, der die Gespaltenheit seiner kleinen Person enthüllte.

Als die Eltern sich trennten und der Elfjährige in die Kadettenanstalt abgeschoben wurde, löste sich die Spannung nicht; denn, nun zwischen Vater und Mutter hin und her gezerrt, blieb seine Wunde offen; der Vater war für strenge Erziehung und wollte aus René einen Soldaten machen, die Mutter aber kam vom „Töchterchen“ nicht los und unterstützte alles, was den Knaben seelisch verweichlichen konnte, was an ihm schon mädchenhaft geworden war, und in den Ferien machte sie immer wieder zunichte, was im Internat an René männlicher zu werden begann. Bis die Pubertät alles vollends verwirrte, und die Spannungen, unerträglich geworden, zu einer brüsken Losreißung führten, die Liebe zur Mutter in Haß umschlug, in den Haß des sich gefährdet Fühlenden, der vor einer Mutterliebe zu flüchten begann, die ihn zu zerstören drohte. Damals brach er auch mit dem Christentum.

Mit seiner Mutter nämlich war für ihn verwachsen das Christentum und die Liebe, jene Liebe, vor der er zitterte und bebte, und jenes Christentum, das mit der Liebe umzugehen schien wie mit Konfekt. Er hat die Liebe nur von einer bedrohlichen Seite her kennengelernt und ihre aussaugende und verschlingende Art. Darum wurde später aus ihm jener Malte Laurids Brigge, der von zu Hause fortging als verlorener Sohn, weil er die „innige Indiffe-

renz des Herzens“ ersehnte und sich vornahm „niemals zu lieben, um keinen in die entsetzliche Lage zu bringen, geliebt zu sein“, eben so, wie seine Mutter ihn geliebt hatte, wie er zu seinem Schrecken von ihr geliebt worden war, unter einer Vergewaltigung seiner Natur. Diese Mutter aber hatte ihm vorgesagt: Gott ist die Liebe, der süße Jesus liebt dich, liebe auch ihn mit allen Fasern deines Herzens, gib ihm dich ganz zu eigen, oder wie jeweils die Formeln heißen, die viele so leichthin sagen, mit nichts verbunden als mit kleinen überanstrengten Gefühlen. Er hatte es wohl versucht nach der Weise dieser Mutter Gebetlein zu plappern, sich in das Kreuz hineinzumeditieren, die Herzwunde Jesu zu küssen, die Wundmale an Händen und Füßen, aber eines Tages gelang ihm das nicht mehr, weil er in den Umschlag geraten war und weil ihn nun der Haß überschwemmte. Von da an mußte er sich die Liebe immer so denken, wie die Liebe seiner Mutter gewesen war: verzehrend, gewalttätig, ihn verschlingend. Liebe? Er sah in ihr nur noch Gefahr, Desintegration seiner Person, eine Beraubung seiner Freiheit. Er suchte nun Sicherheit vor Liebe und er fing an zu fliehen, wo Liebe auf ihn zukam. Von Christus aber hatte er nur gehört, daß er liebe und Liebe erwarte, daß er der große Liebende sei, der mit dem vor Liebe blutenden Herzen, der sich aus Liebe für die Menschen kreuzigen ließ und der nun darum „verlangt, in unserem Leben immer der erste zu sein“, der Geliebte, der eifernd Liebende, der Eifersüchtige auf alle Liebe. Er ist nie fähig geworden, mehr darin zu sehen als eine Verschlingung und Verspeisung, und hier war denn der innere Ort, wo die Entscheidung gegen Christus fiel. Christusliebe und Mutterliebe flossen in ihm ineinander und beide erzeugten in ihm die gleiche Angst, den gleichen Widerstand, den gleichen Haß.

Aber es kam noch ein drittes hinzu: der in jener Zeit aufkeimende Haß auf den Bürger. Der Bürger wurde für ihn die verächtlichste Figur, die es gibt (wobei zu beachten sein wird, daß er selbst aus einem stickluftigen Prager Bürgermilieu hervorging und die teilweise zweifelhaften Tugenden einer saturierten Bürgerschicht von seinen Eltern und seiner Verwandtschaft vorerzählt erhielt). Der Bürger wurde für ihn etwas, das er floh, er schien ihm ein Todfeind aller Schönheit zu sein, ein innerlich erstorbenes Gewächs, er ertrug ihn nicht mehr. Aber fast alle Bürger, die er um sich sah, schienen Christen zu sein. Er sah sie am Sonntag in der Kirche, sie schwenkten Kreuze und Fahnen, trugen Kerzen und geweihte Medaillen, stifteten Seelenmessen und Paramente und schienen sehr beschäftigt zu sein mit ihrem Seelenheil, besonders aber seine Mutter. Doch es entging ihm nicht, daß viele eine doppelte Moral besaßen und nicht nur den lieben Gott, sondern auch noch das goldene Kalb verehrten und daß ihre fromme Betriebsamkeit manchmal eine etwas gespenstische Beschäftigung war. Er glaubte sich nicht zu täuschen; denn er sah solche Christen in nächster Nähe, und er hat einmal von seiner Mutter gesagt: „Sie betet, wie andere Kaffee trinken.“ Diese Mutter liebte es zwar, wie er später im „Malte“ schrieb, stundenlang zu knien und sich hinzuwerfen und „sich so recht mit dem großen Kreuz zu gebärden vor der

Brust und um die Schultern herum“, sie hatte eine gefühlvolle Weise zu beten und Kreuze zu küssen und Stoßgebete zum Himmel zu schicken, aber sie blieb (selbst als alte Frau noch) auf dem Standpunkt, „daß Zerstreuungen auch in Glaubenssachen ausreichend sind für die geistigen Bedürfnisse einer Dame von Welt“ (was sie zu sein glaubte), und um 1900 gab sie ein Büchlein heraus mit Aphorismen und fand es bemerkenswert zu schreiben: „Die weltfreudigsten Frauen benützen zuweilen den Heiligschein als Kopfbedekkung“.

Wer das weiß, der spürt denn auch immer in den oft bissigen und gewagten Ausfällen Rilkes gegen die christliche Frömmigkeit, daß hier der Bürger und seine Mutter transparent sind. Über solche Erfahrungen lief die Kette seiner Assoziationen, daraus stieg die Vorstellung auf von einem satten, selbstzufriedenen Christentum, das sich einen „billigen Trostmarkt“ eingerichtet hatte und „geistliche Zerstreuungen kaute.“ Er sah, wie diese christlichen Bürger eine himmlische Buchhaltung führten mit peinlich aufgerechnetem Soll und Haben und einem geistlichen Aktivsaldo, den in der Sterbestunde vorzuweisen, sie grimmig verschlossen waren. Sie flößte ihm keine Sympathie ein, diese Religions-Bourgeoisie, die mit dem Herrgott umzugehen pflegte wie mit einem Geschäftsteilhaber, und man kann das verstehen; aber es ist nun leider auch festzustellen, daß Rilke seine falsche Gleichung Christentum = Bourgeoisie, dieses adoleszente Rebellensynonym nie aufzulösen vermochte und daß ihm dieser Kurzschluß bis ans Ende das Konzept verdorben hat. Noch im „Arbeiterbrief“ bezog er, über das Christentum spottend, seine Ausdrucksweise aus der Welt des Geschäfts, der Börse und des Handels, und das war diesem sonst so differenziert urteilenden Menschen eigentlich nicht angemessen, auch wenn man in Erwägung zieht, daß Rilke ein Organ für das Komische hatte und für alle Nuancen der Travestie; denn gelegentlich weiß man nicht, ob seine Vergleiche nun geistreich sind oder geschmacklos. Aus Ronda schrieb er 1912 an die Fürstin Taxis: „Seit Córdoba bin ich von einer beinah rabiaten Antichristlichkeit ... wirklich, man soll sich nicht länger an diesen abgegessenen Tisch setzen und die Fingerschalen, die noch herumstehen, für Nahrung ausgeben. Die Frucht ist ausgesogen, da heißtts einfach, grob gesprochen, die Schalen ausspucken. Und da machen Protestanten und amerikanische Christen immer noch wieder einen Aufguß mit diesem Thee grus, der zwei Jahrtausende gezogen hat. Mohammed war auf alle Fälle das nächste, wie ein Fluß durch ein Urgebirg bricht er sich durch zu dem einen Gott, mit dem sich so großartig reden läßt jeden Morgen, ohne das Telephon ‚Christus‘, in das fortwährend hineingerufen wird: Holla, wer dort?, und niemand antwortet.“ Wenn man solchen Sätzen ihr manchmal faszinierendes Sprachgewand nimmt, dann werden sie ein Gegenstand peinlicher Verlegenheit, dann zeigt sich nicht nur eine totale Verkennung dessen, was Christentum ist oder sein will, sondern es zeigt sich ein Absinken des Niveaus, das konsternierend wirkt; dann wühlen sich Haß und Ressentiments hervor und dieser „zarteste und reinste Geist der Epoche“,

wie man ihn einmal genannt hat, schreibt wie ein Freidenkervereinsvorstand. Aber es zeigt sich auch, daß Rilkes Vorstellungen von Christus und christlicher Religion schon am Ausgangspunkt verdreht worden sind und in eine falsche Richtung führten, daß es aber dabei blieb und daß es später keine Korrekturen gab. In dieser Hinsicht blieb er einfach stehen und bewegte sich durchaus nicht „aufs Offene zu“, sondern in dem in der Jugend abgezirkelten Kreis seiner — man möchte sagen — agglutinierten Kausalität.

Seine Ressentiments aber haben ihm mehr als einen Streich gespielt. Bezeichnend dafür ist das 1906 entstandene Gedicht „Der Ölbaumgarten“. Wir wissen, was sich nach den Evangelien dort zugetragen hat und um was es ging in der Todesangst Jesu. Rilke aber, der öfters die Neigung hatte, alles auf den Kopf zu stellen und am eigentlichen Sinn vorbeizuhören, erfaßte die Gelegenheit, Jesus einen Betrug zu unterschieben. Denn in diesem Gedicht stehen die bemerkenswerten Verse:

Ich bin allein mit aller Menschen Gram,  
den ich durch dich zu lindern unternahm,  
der du nicht bist. O namenlose Scham . . .

Man kann diese Verse wohl nicht gut anders paraphrasieren als so: Dieser Jesus wußte zwar, daß es den (Gott-)Vater nicht gibt, aber er hatte den Menschen vorgemacht bei diesem (nichtseienden) Vater für sie zu bitten. Und damit machte er den Bittenden zum Scharlatan. Das war eine tückische Wendung, aber es war nicht die einzige in Rilkes Werk; im „Stundenbuch“ wimmelt es von solchen.

Es war der Haß, der hier die Zügel schießen ließ. Es kann keine Rede davon sein, daß er von Christus frei war, er war von ihm so wenig frei wie Wiechert, der sich auch keine Gelegenheit entgehen ließ, mit Christus und Gott zu hadern und sich in Blasphemien zu ergehen. Beide waren mit dem Haß an ihn gebunden bis zum Ende. Wenn aber Haß verhinderte Liebe ist, wie, wenn ich nicht irre, Kierkegaard gemeint hat, dann ergeben sich Aspekte, die wohl einmal zu betrachten wären.

Aber eine Hoffnung sollte man fahren lassen und ein Gerücht auf die Seite der Legenden tun: die in gewissen Kreisen zirkulierende Behauptung, er habe sich insgeheim vor dem Tod noch mit einem Priester ausgesprochen und sich mit Christus versöhnt. Denn das Dabeistehen eines Geistlichen während der Beerdigung beweist das nicht, und daß ein Priester den Sterbenden im Sanatorium hatte besuchen dürfen, ist kategorisch verneint worden von jenen, die dazu berechtigt sind, und wir haben keinen Grund das zu bezweifeln.